

EVA STACHNIAK
DER GARTEN
DER
VENUS

ROMAN
INSEL



EVA STACHNIAK
DER GARTEN
DER
VENUS

ROMAN
INSEL



EVA STACHNIAK

Der Garten der Venus

Roman

Aus dem Englischen von Peter Knecht

Insel Verlag

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

Die Originalausgabe erschien erstmals 2006 unter dem Titel *Garden of Venus* bei HarperCollins, Toronto.

eBook Insel Verlag Berlin 2022

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des Insel Taschenbuchs 4636.

Erste Auflage 2022

Insel Taschenbuch 4636

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag

Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

© Eva Stachniak, 2006

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfotos: Trevillion Images, Brighton:

Frau, Garten (Ilina Simeonova), Haus (Lee Avison)

eISBN 978-3-458-77495-2

www.suhrkamp.de

Für Zbyszek

*Leben ist die Gesamtheit der Funktionen, die sich dem Tod
widersetzen.*

Marie François Xavier Bichat (1771-1802), französischer Arzt

Der Garten der Venus

An Seine Majestät Stanislaw August, König von Polen

Eure Majestät,

beiliegend eine Abschrift des Manuskripts, nach dem Eure Hoheit letzten Sonntag verlangt haben – das Original kann ich aus Gründen, die zu offenbaren mir nicht möglich ist, nicht herausgeben.

Euer gehorsamer Diener bittet Eure Majestät um Nachsicht, wenn einige Passagen in dem Manuskript – das nie für die Augen der Öffentlichkeit bestimmt war – allzu freimütig und vielleicht frivol erscheinen, erst recht im Hinblick auf die Person, deren Besuch in der Hauptstadt wir freudig erwarten. In der Hoffnung, dass die beschriebenen amüsanten Geschehnisse Eure Majestät erheitern werden, bitte ich meinen königlichen Herrn, nicht zu vergessen, dass der Unterzeichnete Eurer Hoheit und Polen immer mit allen seinen Kräften treu gedient hat.

Gestattet mir schließlich, darauf hinzuweisen, dass ich entgegen früherer Gepflogenheiten in den letzten zwei Jahren keine Bezüge aus der Kasse Eurer Majestät mehr erhalten habe. Ich bitte Euch zu bedenken, dass Euer Diener laufende Ausgaben hat und für die Zukunft seiner Kinder sorgen muss, deren eines – nach Eurer Hoheit Stanislaw genannt – das Patenkind Eurer Majestät ist. Möge Eure Majestät in Ihrer Güte Ihren ergebenen Diener nicht unbelohnt lassen.

Charles Boscamp

Geschrieben Sonntag, 20. September 1789

Mes amours éphémères avec la belle Phanariote^[1]

Bursa, wo unsere Geschichte beginnt, liegt am Fuß des Moundagnà, des Bithynischen Olymp, nur eine Tagereise von Istanbul entfernt. Früher waren dort die drei Gottheiten Mars, Neptun und Venus verehrt worden, und diese könnten auch heute noch Ansprüche auf dieses Land erheben, das berühmt

ist für seine kriegerischen Helden in griechischer und byzantinischer Zeit, für seine tüchtigen Seeleute und für seine modernen Hetären, die die Cafés und Bordelle Istanbuls bevölkern. Und die Verehrung der Liebesgöttin, so beeile ich mich hinzuzufügen, ist nicht nur beim weiblichen Geschlecht weit verbreitet, denn die Knaben, die den Lüsten der Byzantiner dienen, sind nicht weniger schön als die Mädchen.

Wenn man all die schönen Gesichter in dieser bergigen und gesunden Gegend sieht, ist man versucht zu sagen, dass Aphrodite, als sie in ihrer Muschel von Kythera nach Paphos segelte, hier einiges von ihrer kostbaren Fracht, dem aphros, Inbegriff aller Lust und Schönheit und Quelle unserer Existenz, abgeladen haben muss. Denn diese Region hat immer bedeutende Talente auf dem ureigenen Gebiet der Venus hervorgebracht, Naturtalente, die ohne jede Anstrengung die Herzen von Höflingen und Königen erobern. Kein Wunder, dass in Istanbul die Ausdrücke »ein Mädchen vom Moundagnà« und »ein Mädchen, das wunderbare Freuden zu spenden versteht und reich dafür belohnt wird« nahezu gleichbedeutend sind.

In dieser Stadt Bursa wurde die schöne Phanariotin im Jahr 1760 geboren, und in ihren Adern fließt kein besonders edles Blut, denn sie ist die Tochter eines Viehhändlers, und zu ihrer Verwandtschaft gehören ein Fährmann, Handwerker und Krämer.^[2] Ihre Kindheit verbrachte sie auf den Feldern und Wiesen rund um ihre Heimatstadt und führte dort jenes freie und unverdorben einfache Leben, das einige rückwärtsgewandte Philosophen so über die Maßen preisen.

...

Erster Teil

Berlin, 1822

Wasser

Rosalia

Am Ende fiel es Rosalia zu, dafür zu sorgen, dass die Abreise der Gräfin Sophie Potocka, begleitet von ihrer Tochter Olga und ihrer Gesellschafterin Mademoiselle Rosalia Romanowicz, via Paris zur Badekur in Spa drei Mal in der *Sankt Petersburger Zeitung* angekündigt würde. Erst dann konnten die vom Generalgouverneur unterschriebenen Pässe und die Padroгна – die behördliche Erlaubnis, unterwegs Pferde zu mieten – abgeholt werden.

Die Gräfin verließ Sankt Petersburg am 12. Juli 1822 (am 30. Juni nach dem russischen Kalender). »Paris, ich rate Ihnen unbedingt zu Paris«, sagte Doktor Horn, die Stimme erhoben, als müsste er sich verteidigen. »Die französischen Chirurgen sind sogar noch besser als die englischen.« Vor der Abfahrt saßen alle, die Dienerschaft eingeschlossen, um den Frühstückstisch und beteten für eine sichere Reise. Alle waren bei der Beichte gewesen, hatten einander um Verzeihung ihrer Sünden gebeten und Abschiedsgeschenke ausgetauscht, mit Lavendel gefüllte Duftkissen, Bänder, Heiligenbilder, Kästchen aus Birkenrinde. Es war ein kalter, regnerischer Morgen, aber das Unwetter war zum Glück vorbei, und niemand redete mehr von bösen Vorzeichen, obwohl Marusja geträumt hatte, dass ihr die Zähne ausfielen und sich mit leisem Klicken über den Marmorboden verstreuten. (»Warum haben Sie nicht dafür gesorgt, dass sie aufhört mit diesem dummen Geschwätz?«, hatte Olga gefaucht. Als ob Rosalia etwas dagegen hätte tun können.)

Der Küchenwagen mit Lebensmitteln, Kochgerät und einem Klapptisch fuhr zuerst los – den Gasthäusern auf der Route mit ihren rußgeschwärzten Decken und schmutzigen Wänden war nicht zu trauen. Zwei Kutschen waren mit Gepäck beladen, darunter ein Schrankkoffer, der sich aufklappen und in ein weich gepolstertes Bett verwandeln ließ, in dem die Gräfin während der Fahrt ruhen konnte.

Rosalia war eigentlich als Gesellschafterin der Gräfin engagiert worden, aber es hatte sich schon bald gezeigt, dass sie mehr dafür zuständig war, ihrer Herrin Umschläge zu machen und sie mit allerlei Salben zu

behandeln, als die tägliche Korrespondenz zu erledigen, Gäste zu begrüßen oder nach dem Essen vorzulesen. Dass es so kommen würde, hatte Tante Antonia in einem ihrer Briefe triumphierend betont, war nicht schwer vorherzusehen gewesen.

Tante Antonia, die Rosalia gerne daran erinnerte, dass sie ihre einzige lebende Verwandte war und darum das Recht hatte, ihrer Besorgnis so offen Ausdruck zu verleihen, hätte es vielleicht Jakub Romanowicz noch vergeben können, dass er eine mittellose Jüdin geheiratet hatte, nur um jung zu sterben und die Sorge um seine Witwe und sein Kind ihr, Antonia, aufzubürden, doch es war ihr ganz unmöglich, Maria Romanowicz zu verzeihen, dass sie Gräfin Potocka geschrieben und sie gebeten hatte, ihr einziges Kind bei sich aufzunehmen. In Zierniki, dem Haus der Familie bei Posen, stand ein Zimmer für Rosalia bereit. Ein Zimmer mit Blick auf den Obstgarten, mit einem eisernen Bett, das jedes Frühjahr von den Dienstmädchen mit heißem Wasser gründlich gewaschen wurde. Ein Zimmer, in dem noch die alte Kommode stand, deren Schubladen nach Rosmarin und Minze rochen.

Immer wieder auf dieser langen Reise bat Rosalia die Gräfin anzuhalten. Die Kranke brauchte Ruhe, um sich zu erholen, aber wie konnte sie Ruhe finden, wenn auf jeder Station ständig gepackt und ausgepackt werden musste, wenn um sie herum Mägde mit Putzeimern hektisch zugange waren (denn die Zimmer der Gasthäuser mussten erst gründlich saubergemacht werden, bevor man die Betten aufstellen konnte)? Auch Rosalia war mit ihren Kräften am Ende, das tägliche Hin und Her all der Koffer und Taschen und Kisten, der Ärger mit Dienstboten, die achtlos mit dem Gepäck umgingen und allerlei Schäden verursachten, das vergebliche Suchen nach Dingen, die da sein sollten, aber nirgends zu finden waren, zehrten an ihren Nerven. (Dreimal vergaß man die bestickten Schals und die Öllampen für die Ikone des heiligen Nikolaus und musste einen Diener zum Gasthaus zurückreiten lassen, um sie zu holen.) Im August und im September reisten sie, um der Hitze zu entkommen, immer nur in den Morgenstunden von vier bis zehn und allenfalls noch zwei Stunden am späten Nachmittag. Und oft hatte die Gräfin trotz der heißen Umschläge,

die Doktor Horn verschrieben hatte, so starke Schmerzen, dass sie gar nicht reisen konnte.

Es war schon Anfang Oktober, als sie Berlin erreichten, wo Graf Alfred von Haefen dem Irrsinn ein Ende machte. Er verhehlte nicht, wie entsetzt er beim Anblick der Gräfin war, als er sie am Stadttor begrüßte. »Ich verbiete Ihnen, auch nur eine Stunde länger in dieser Kutsche zu verbringen«, sagte er. »Ich werde keine Einwände gelten lassen, Sie werden sich fügen müssen, das sind Sie unserer Freundschaft schuldig.« Sein Palais in Berlin stehe ihr zur Verfügung, ebenso sein Arzt Doktor Ignacy Bolecki, einer der besten Ärzte von ganz Berlin. Er sei Pole, habe aber in Paris studiert. Falls tatsächlich eine Operation notwendig sei, bemerkte der Graf noch, werde man sogleich einen französischen Chirurgen kommen lassen.

Als die Kutsche auf den Hof des gräflichen Palais einfuhr, war die Reisegesellschaft bereits stark reduziert. Fünf Dienstboten wurden mit dem Küchenwagen zurück nach Polen zur Sommerresidenz der Gräfin in Uman geschickt, übrig blieben noch Rosalia mit den beiden Dienstmädchen Olena und Marusja, die Köchin Agafja und der Stallbursche Pietka. Mademoiselle Collard, die französische Zofe der Gräfin, hatte sich in Posen ohne Vorankündigung aus dem Staub gemacht. »Ich muss mich um mich selbst kümmern«, hatte sie zu Rosalia gesagt, bevor sie ging. »Wenn ich es nicht tue, wer dann?« Sie fand, dass die Gräfin Potocka keinen sehr raffinierten Geschmack hatte, und versäumte nicht, Rosalia daran zu erinnern, dass die eleganten weißen Samtpolster und die grünen Ledersitze der Kutsche nicht von ihr, sondern von Gräfin Josephine, der ersten Frau des Grafen, ausgewählt worden waren.

»Sie sind meine Gefangene, *mon ange*«, sagte Graf von Haefen, als er den Wagenschlag öffnete, um seinem Gast beim Aussteigen behilflich zu sein. Er küsste zweimal ihre Hand und drückte sie an seine Brust. »Sie können nichts dagegen tun.«

Zu Rosalias Erleichterung erhob die Gräfin keinen Widerspruch. Während ihre Herrin im Obergeschoss ruhte, bis ihr Krankenzimmer

bezugsfertig war, rechnete Rosalia noch einmal nach: Ihre Reise hatte 3 Monate, 3 Tage und fünf Stunden gedauert.

Sophie

Die Hitze hat nachgelassen. Es ist September. Der Monat der Pocken. Und dieses Mal ist sie an der Reihe. Sie ist alt genug, und sie wird nicht allein sein. Sechs ihrer Cousins und Cousinen werden auch geimpft werden.

»Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott«, sagt Mana.

Sophie hält ihr *mati* in der Hand, einen blauen Stein, den sie zur Geburt geschenkt bekommen hat. In der Mitte ist ein schwarzes Auge darauf zu sehen, das – wie das rote Band in Manas Haar – den bösen Blick abwehrt, die Macht der Bosheit und des Neids. Jedes Mal, wenn Maria Glavani jemanden sagen hört, ihre Tochter wachse zu einer Schönheit heran, spuckt sie dreimal auf den Boden.

»Meine süße Dou-Dou.«

Dou-Dou bezeichnet einen kleinen Papagei. Ein nettes zwitscherndes Vögelchen, das alle mögen, das alle anfassen und streicheln wollen. Ihr wirklicher Name ist Sophie oder Sophiza. Er bedeutet Weisheit.

Mana kocht für drei Tage, damit genügend Essen da ist bei dem Fest. Sie brät in Scheiben geschnittene Auberginen und legt sie in Öl und Zitronensaft ein, kocht ihr bestes Lammragout mit Koriander. Das Fleisch wird so zart sein, dass es sogar in zahnlosen Mündern zergeht. Es muss lange simmern und nimmt dabei die Aromen der Gewürze in sich auf. Es gibt auch einen großen Topf Suppe mit Linsen und Kardamom. Und Pilaw, bestreut mit Zimt. In dem Tontopf, der nur selten benutzt wird, wird in Würfel geschnittener Feta in dem besten Olivenöl mariniert, das Mana sich leisten kann. Große Krüge mit Landwein stehen in der Ecke am Fenster, wie dickbäuchige Zwerge sehen sie aus. Schnüre mit Quitten und Granatäpfeln, Salbei, Minze, Rosmarin und Bohnenkraut hängen von den Deckenbalken. Das Wasser in dem Krug an der Tür zur Begrüßung der Gäste ist noch kühl, Mana hat es gerade erst vom Brunnen geholt. Die Hennen sind im Hühnerstall eingesperrt, die Ziege ist am Zaun festgebunden.

»Wir sind noch keine Bettler«, sagt Mana. Maria Glavanis Tochter würde es an nichts fehlen. Es wird vier Arten von süßem Gebäck geben,

und mit Honig beträufeltes Baklava liegt bereits auf dem Teller, der mit dem Bild eines gelben Hahns bemalt ist.

Bereits der Gedanke an solche Genüsse ist eine Versuchung. Dou-Dou hat schon den Rand des Tellers berührt und will eben ihre Fingerspitzen ablecken, um wenigstens eine Spur Süßigkeit zu kosten, da sagt Mana streng: »Du bist kein Waisenkind. Du hast eine Mutter, die dir anständiges Benehmen beigebracht hat.«

Das Pockenfest bei den Glavanis wird in Bursa wegen des guten Essens und der fröhlichen Stimmung unvergessen bleiben. Auch wegen der Lieder, die gesungen wurden.

*Lass es regnen, liebe Jungfrau,
schicke Schnee und Wasser,
gieße unsere Weinberge
und unsere Gärten ...*

Die alte Frau, die die Pocken in einer Nussschale mitbringt, heißt Agalia und riecht nach Seife und getrockneter Minze. Ihre eigenen Kinder sind längst aus dem Haus, aber ihre Töchter lassen sie rufen, wenn die Enkel alt genug sind.

»Es sind die besten Pocken, die es gibt«, versichert Agalia und lächelt befriedigt. »Frisch wie der junge Morgen.« Zustimmendes Murmeln ist im Raum zu hören, gefolgt von Seufzern der Erleichterung. Maria Glavani hat eine gute Wahl getroffen.

Dou-Dou kichert. Ihr Lieblingscousin Diamandi hat sie angestupst und zeigt auf Agalias graue Haare. Sie sind so dünn, dass ihr Zopf wie ein Rattenschwanz aussieht.

»Du bist fröhlich«, sagt Agalia. »Das ist gut. Lachen ist wie die Sonne, die alles wachsen lässt. Wer lacht, den lieben die Menschen.«

Der Brauch verlangt, dass vier Venen geöffnet werden: auf der Stirn, an beiden Armen und auf der Brust – so wie man sich bekreuzigt. Aber Mana hat Dou-Dou gesagt, sie soll auf ihren Oberschenkel zeigen: »Du willst

doch keine Narbe auf der Stirn haben, oder? Du willst doch nicht, dass dein Gesicht verunstaltet wird.«

Die anderen Kinder wollen alle das Kreuzzeichen, doch Sophie tut, was ihre Mutter ihr empfohlen hat. Sie deutet auf eine Stelle an der Innenseite ihres rechten Oberschenkels. Agalia zögert einen Moment, als wartete sie, dass das Mädchen seine Meinung ändert. Dann sticht sie die Vene an und reibt eine kleine Menge Pockengift – so viel, wie auf dem Kopf einer Stecknadel Platz hat – in die Wunde. »Es tut nicht weh«, murmelt sie, aber es tut weh.

Sophie beobachtet Agalias Hände, während die Alte eine Muschelschale über die Wunde legt und sie behutsam mit einem Streifen Stoff festbindet. Es sind knochige, mit Altersflecken gesprenkelte Hände, die Haut dünn wie Papier.

Ein Kind nach dem anderen wird behandelt, die Mütter und Nachbarinnen sehen zu. Sophie hat bemerkt, dass einige die Stirn runzelten, weil sie sich nicht in die Stirn und die Arme stechen ließ, aber ihre Mutter lacht und teilt ihr Ragout aus, und so löst sich die Spannung schnell wieder. Die Frauen essen mit Genuss, loben das zarte Fleisch und die köstliche Soße. Maria Glavani kann ausgezeichnet kochen.

Man wird singen und tanzen, und die Frauen werden einander Geheimnisse zuflüstern, damit die Kinder sie nicht hören können. Im Hof unter dem Olivenbaum werden sie neuen Wein trinken und lachen, bis sie ganz heiser sind. Mana wird für sie singen, und sie werden tanzen, sich wiegen zum Rhythmus der klatschenden Hände.

Die Kinder werden spielen, Verstecken und Fangen, bis ihre Mütter ihnen sagen, dass es jetzt genug ist. Wenn sie zu viel herumrennen, gehen vielleicht die Verbände auf. Sieben Tage werden vergehen, ohne dass etwas passiert. Am achten werden sie alle Fieber bekommen.

»Diamandi ist schon krank«, flüstert Mana. »Und Costa und Attis auch.«

Zwei Tage bleibt Sophie wie all die anderen Kinder, die bei dem Fest waren, im Bett, das Fieber steigt und fällt, und sie hat Kopfschmerzen. Mana, die nach Zitronenblüten und Lorbeeröl duftet, wischt ihr mit einem

feuchten Tuch über die Stirn. Kühle Wassertropfen rinnen ihr übers Gesicht und aufs Kissen.

Mana singt für sie lustige Lieder über Ziegen, die gerne Kamele wären, und über Fliegen, die voller Neid Adler am Himmel fliegen sehen. Manas kühle Hand streichelt sie in den Schlaf. Mit der Fingerspitze reibt sie Mekkabalsam rund um die Pockenwunde. Er wird dafür sorgen, dass Dou-Dou schön bleibt, sagt sie. Ihre *elpida*. Ihre Hoffnung. Ihre einzige Hoffnung.

Thomas

Berlin, fand Doktor Thomas Lafleur, war eine trostlose Stadt, daran änderten auch all die Öllampen nichts, die an Ketten über den Straßen hingen und nachts für Beleuchtung sorgten. Vielleicht waren für diese Trostlosigkeit auch ein Stück weit all die Armeen verantwortlich, die durch das Land marschiert waren, aber Thomas neigte mehr zu der Ansicht, dass es ganz allgemein im Wesen des Menschen lag, seinen Mitmenschen das Leben zur Hölle zu machen. Er glaubte nicht, dass Amerika ihn von seinem Abscheu vor dem Menschengeschlecht befreien würde, aber immerhin war es doch eine Chance.

Bitte beeile dich, mein lieber Thomas, hatte Ignacy geschrieben. Die chirurgische Kunst, wie wir sie im Dienst des Großen Mannes gelernt haben, ist hier noch wenig entwickelt. Ich brauche dich unbedingt, und ebenso braucht dich meine neue Patientin. Amerika kann warten. Ohnehin vermag ich deine Überzeugung, dass du dort von allem Übel erlöst sein wirst, nicht zu teilen, denn die menschliche Natur ist überall dieselbe. Mir scheint eher, dass es nur eine Flucht ist. Graf von Haefen schickt dir seine schnellste Kutsche, woraus du ersehen kannst, wie dringend du hier gebraucht wirst.

Die Erwähnung des Honorars, das er für die Operation bekommen sollte (50 Louisdor – und mehr, wenn mein Eindruck mich nicht täuscht, schrieb Ignacy), hatte genügt, um Doktor Thomas Lafleur dazu zu bewegen, die Strapazen der Reise auf sich zu nehmen. Wie viele seiner Kollegen hatte er auf den Schlachtfeldern Europas Tausenden von Verwundeten das Leben gerettet, aber der Lohn, den er dafür erhielt, war mager. Eine kleine Pension von dreitausend Francs, eine Anstellung an der Charité, anatomische Vorlesungen am Val de Grâce.

»Manchmal ist mir, als hätte ich das alles nur geträumt«, hatte er oft zu Ignacy gesagt. »Borodino, Beresina, Kowno, Waterloo. Als wäre es nur eine Fata Morgana.«

Ignacy hatte in Alt-Berlin eine passende Wohnung für seinen Freund gefunden. Sie lag in der Rosenstraße und bestand aus einem Schlafzimmer

und einem kleinen Salon, der auch als Arbeitszimmer dienen konnte. Eine billige und bequeme Unterkunft. Frau Schmidt, die Vermieterin, wollte eine Magd zur Bedienung stellen, für Frühstück sorgen und auch für Heizung, falls der französische Doktor länger in Berlin zu tun hatte. »Genau das Richtige für dich«, hatte Ignacy bemerkt, »eine Höhle, in der du dich verkriechen kannst.«

Dass die Wohnung karg und ärmlich wirkte mit ihren schlechten Möbeln aus Pappelholz und dass das Bett schmal war, machte Thomas nichts aus. Nachdem er so lange auf holprigen Landstraßen in der Kutsche durchgeschüttelt worden war, fand er jeden Aufenthaltsort akzeptabel, wenn er sich nur nicht bewegte. Im Übrigen war er lange genug Militärarzt gewesen, um nicht allzu anspruchsvoll zu sein.

Sophie

Diamandis Haut ist glatt wie die einer frischen Feige. »Fang mich!«, schreit Sophie und zieht sich an einem Ast der Eiche am Rand der Wiese hoch, auf der die Schafe grasen. Er steht immer noch da, unsicher, was er tun soll. Schließlich ist sie bloß ein Mädchen mit aufgeschlagenen Knien. Sie kratzt den Schorf immer ab, weil sie es nicht erwarten kann, dass die neue rosa Haut darunter zum Vorschein kommt. Sie ist bloß ein Mädchen, auch wenn sie schwimmen kann wie ein Fisch und ein *kaiki* besser steuern als viele Jungen. Auch wenn sie schneller rennen kann als er. Er bekommt keine Luft mehr, wenn er mit ihr Schritt zu halten versucht. Er hechelt wie ein Hund.

»Fang mich, Diamandi.«

Zögernd macht er einen Schritt auf den Baum zu, greift nach dem untersten Ast. Er hört über sich einen Zweig knacken, einen Fluch. Rascheln von Laub. Sie ist schon ziemlich weit oben, wo die Äste dünner sind. Sie tastet sie ab, ob sie stark genug sind, ihr Gewicht zu tragen. »Wie ein Eichhörnchen«, hat Mana gesagt, in einem halb ärgerlichen, halb bewundernden Ton. Eichhörnchen sind flink und frech. Sie graben Blumenzwiebeln aus und fressen junge Triebe im Garten ab. Sie foppen den fetten Kater, der sie zu jagen versucht.

Von hoch oben auf dem Baum sieht Bursa klein und verloren aus. Sogar die großen Häuser der Reichen wirken unscheinbar, ihre Gärten sind bloß grüne Flecken, nichts anderes als der kleine Nutzgarten von Sophies Mutter, wo Blumen nur an den Rändern wachsen, denn die Erde ist zu wertvoll, um Dinge darauf zu pflanzen, die nur zur Zierde da sind.

»Komm schon, Diamandi.«

Ihr Cousin wird schneller, er holt auf. Er ist drahtig und stark, stärker als sie, aber nicht so flink. Er ist Fährmann und Schafhirte, vierzehn Jahre alt, sieben Monate älter als Sophie, die erst dreizehn ist und noch nicht geblutet hat wie eine Frau.

Er ringt mit anderen Jungen, zwingt sie zu Boden und atmet ihnen ins Gesicht, bis sie sich verzweifelt winden. In seinen Augen blitzt Triumph.

Er wird Sophie nicht so leicht gewinnen lassen. Er wird sie festhalten, wenn es nicht anders geht.

»Dou-Dou!«

In seiner Stimme ist etwas Bittendes und die Verheißung von Zärtlichkeit. Der Geschmack von Honig mit Koriander, der Geruch von Heu.

»Dou-Dou!«

Erst als sie fast ganz oben bei den Zweigen angekommen ist, die so dünn sind, dass sie ihr Gewicht gerade noch tragen, macht sie Halt. Sie wartet, bis Diamandi da ist und ihr befiehlt, abzusteigen. »Sofort«, sagt er, seine Hand auf ihrem Hintern. Nur einen Moment lang, den Bruchteil einer Sekunde, aber ihre Haut wird heiß und prickelt.

»Du bist verrückt«, sagt er. »Deine Mutter kratzt mir die Augen aus, wenn dir etwas passiert.«

»Also gut. Schauen wir, wer zuerst unten ist.«

Sie spürt seinen Blick, während sie hinunterklettert. Es ist ein tückischer alter Baum. Sie kennt die morschen Äste, auf die sie treten darf. Sie vertraut ihren starken Händen. Sie kann die Beine um einen Ast schlingen und sich so festhalten. Kratzer auf ihrer Haut, blutige Schrammen, blaue Flecken machen ihr nichts aus. »Ein bisschen Schmerz versüßt die Lust«, sagt Mana und lacht, dass ihre kleinen ebenmäßigen Zähne blitzen. Die Augen von Sophies Vater werden in solchen Momenten schmal. Seine Finger trommeln auf der Tischplatte einen sonderbaren Rhythmus, ein Staccato, das ebenso plötzlich endet, wie es angefangen hat. Die Luft ist drückend schwer wie vor einem Gewitter. Sie hat oft Leute sagen hören, dass ihr Vater ein eifersüchtiger Mann ist und dass ihre Mutter nur bekommt, was sie verdient.

»Mach das nie wieder«, sagt Diamandi. Was für eine Stimme er hat, dieser junge Mann. Er tut so, als wäre er wütend auf sie, und doch will er, dass sie ihm trotzt. Er riskiert es, dass sie ihm ins Gesicht lacht, dass sie ihm sagt, er ist nur ein kleiner Junge.

Er ist vom letzten Ast auf die Erde gesprungen, hat Sophie gepackt und hält sie nieder. Seine Hände sind kühl und trocken. Er riecht nach Heu

und frischer Milch. Sie reißt sich los.

Diesem schlanken sonnengebräunten Jungen ist sie ein Rätsel, ein halbwildes Phantasiegeschöpf. Sie spürt den Wind kühl auf ihren Wangen. »Du kriegst mich nicht«, ruft sie und rennt los. Am Olivenhain holt er sie ein, zieht sie hinunter auf das weiche Gras, küsst sie, drängt seine Zunge in ihren Mund. Die Luft ist wieder voller Blütenduft, schmeckt feucht nach dem Meer und seinen salzigen Tiefen. Ein Schauer durchläuft sie.

»Ich liebe dich mehr als meine eigene Seele«, flüstert er, und in diesem Moment glaubt sie ihm.

Rosalia

Die zwei deutschen Hausknechte, die das große Empirebett mit den weißen Satinbezügen gebracht hatten, fragten Rosalia, wo sie es hinstellen sollten. »An die Wand«, sagte sie und zeigte auf eine Stelle, die weit genug weg vom Fenster war, dass das einfallende Licht die Kranke nicht stören konnte. Die Männer nickten und trugen das Bett an seinen Platz. Die persischen Teppiche hatten sie bereits weggeräumt, jetzt mussten sie noch den roten Samtvorhang anbringen, der bei Bedarf quer durchs Zimmer gezogen werden konnte.

Gräfin Potocka ruhte, während der Salon für sie hergerichtet wurde – das Blaue Zimmer, das der Graf ihr ursprünglich zugedacht hatte, war zu zugig. Im Licht des Nachmittags trat ihre Blässe noch stärker hervor, ihre Augen waren groß und voller Schmerz. Rosalia kam herein und stellte eine Schale mit frischen Feigen auf das Tischchen neben dem Bett. Die Gräfin fasste ihre Hand.

»*Merci, ma fleur*«, hauchte sie.

Graf von Haefen hatte eine Menge Delikatessen von seinem Landgut bei Potsdam bringen lassen, Feigen, Ananas, Orangen aus seinen Gewächshäusern, Fisch aus seinen Teichen, Wild aus seinen Wäldern. »Madame wird nicht einmal davon kosten«, hatte Marusja gesagt. Rosalia musste zugeben, dass ihre Herrin sich über Blumen mehr gefreut hätte, besonders über Rosen und Orchideen.

Erst wenige Tage zuvor in einem der Gasthäuser an ihrem Weg hatte die Gräfin noch Kraft genug gehabt, um einige längst fällige Entscheidungen hinsichtlich Sofiewkas, ihres geliebten Gartens bei Uman, zu treffen. Da Doktor Horn eine Operation dringend empfohlen hatte, konnte sie den Sommer nicht wie sonst in Uman verbringen (eine weitere Enttäuschung, die sie hinnehmen musste). Sie bat Rosalia, Kopien von Abbildungen der Bergesche anzufertigen, die im nächsten Frühjahr gepflanzt werden sollte. *Sie ist sehr robust und wird auch harten Frost ohne Schaden aushalten*, diktierte sie. Um die Marmorbüste von Fürst Joseph Poniatowski herum sollten Schwertlilien gepflanzt werden. Sie gab auch

Anweisungen, wie neue Wege anzulegen waren. *Sie sollen zu einem Aussichtspunkt oder einem Gebäude führen, damit der Spaziergänger nicht enttäuscht wieder umkehrt.* Die riesige Eiche am Fluss durfte nicht angetastet werden. *Sie soll nicht geschnitten werden, keines Menschen Hand hat das Recht, eine solche Schönheit zurechtzumodeln. Eine Eiche, die einmal verstümmelt wurde, verliert ihre urtümliche Kraft und wird nur mehr langsam wachsen.*

»Ihr Zimmer wird bald bereit sein«, sagte Rosalia, aber die Gräfin reagierte nur mit einem leichten Nicken.

Vom Hof war Hufgeklapper zu hören, die Räder eines Wagens quietschten. Bald, dachte Rosalia, wird man Pietka befehlen, Stroh über dem Pflaster zu verteilen, damit die Geräusche gedämpft werden. Und er wird nicht mehr singen dürfen, so wie er es jetzt tut.

*In Winnyzja an der Grenze,
vor einem Grabhügel am Ufer des Bug,
unter den Mauern der Kartause ...*

In diesem Palais mitten in Berlin würde alles leichter werden. Der Haushalt war offensichtlich bestens geordnet. Seit sie hier angekommen waren, hatten Dienstmädchen die Eingangshalle bereits geputzt und trockengewischt. Sie hatte erwähnt, dass man Scharpie brauchen würde, um die Wunden zu verbinden, und dass der französische Chirurg wahrscheinlich nach einer alten Matratze verlangen würde, und man hatte ihr versichert, dass alles unverzüglich besorgt werde. Frau Kohl, die Haushälterin, hatte auch eine Anzahl alter, aber makellos sauberer Bettlaken gebracht.

Mit einem Schwamm und warmem mit Lavendel parfümiertem Wasser wusch Rosalia ihrer Herrin Schweiß und verkrusteten Puder vom Gesicht. Die Unterwäsche der Gräfin war wieder voller Blut, das teils dunkel geronnen war und gemischt mit etwas, das aussah wie gehackte Leber. Mademoiselle Collard hatte oft geklagt, sie sei als Zofe engagiert worden und nicht als Krankenpflegerin. »Und du auch nicht«, hatte sie zu Rosalia

gesagt. Wenn auch die Ländereien ihrer Familie vom Zaren beschlagnahmt worden seien, bleibe Rosalia gleichwohl die Tochter eines polnischen Edelmannes, und es sei ihre Pflicht, ihre Würde zu wahren. Man stürze nur zu leicht vollends ab, wenn man nicht auf sich achte. Rosalia konnte alldem nicht widersprechen, aber, so dachte sie, während sie frische Wäsche aus einem der Koffer nahm und der Gräfin half, ihr fliederfarbenes, mit Rosenknospen besticktes Kleid anzulegen, die Frage war doch: Wer sonst würde der Kranken helfen, wenn sie es nicht tat? Die Dienstmädchen hatten alle Hände voll damit zu tun, die Sachen ihrer Herrschaft auszupacken, auszubessern und zu bügeln. Und Mademoiselle la Comtesse war diese Arbeit keinesfalls zuzumuten – ihr wurde vom Geruch des Waschwassers jedes Mal so übel, dass sie erbrechen musste (»Sie kann nichts dafür, Rosalia, sie hat eben die Konstitution ihres Vaters«, sagte die Gräfin). Erst an diesem Morgen hatte der Anblick der blutigen Wäsche, die von den Mädchen weggetragen worden war, sie derart aufgewühlt, dass Rosalia ihr eine doppelte Dosis Laudanum hatte geben müssen, um sie ruhigzustellen.

»Ich möchte niemanden sehen, ausgenommen Graf von Haefen«, flüsterte die Gräfin und schloss die Augen. »Lassen Sie die anderen Besucher von meiner Tochter empfangen.«

»Der französische Arzt wird bald kommen«, sagte Rosalia. Sie überlegte, was er wohl noch für seine Arbeit brauchte. Vermutlich hatte er keinen Assistenten dabei. Doktor Bolecki konnte ihm zur Hand gehen, aber wahrscheinlich würde das nicht ausreichen. Sie fragte sich, ob die beiden Hausknechte stark genug waren, die Gräfin festzuhalten. Und ob sie es aushielten, all das Blut zu sehen, und dazu die Schmerzensschreie.

»Ich bin so erschöpft, Rosalia«, hauchte die Gräfin.

Der Schmerz in ihrem Inneren war immer präsent, aber er war nicht so stark, dass er ihr den Atem nahm. Vielleicht konnte sie sogar ein wenig schlafen. »Sie sollten versuchen, ihre Gedanken vom Tod abzulenken, Mademoiselle«, hatte Graf von Haefen ihr eingeschärft, bevor er ging. »Sprechen Sie nur von Dingen, die ihr Freude machen.«